

Besprechungen

Philosophie

Handbuch der Philosophie. Herausgegeben von A. Bäuml und M. Schröter. Abteilung II.: Natur, Geist, Gott. Philosophie der Mathematik und Naturwissenschaft, Metaphysik der Natur, Logik und Systematik der Geisteswissenschaften, Philosophie des Geistes, Religionsphilosophie katholischer und evangelischer Theologie. Dargestellt von Hermann Weyl, Hans Driesch, Erich Rothacker, Emil Wolff, Erich Przywara, Emil Brunner. gr. 8° (VIII u. 748 S.) München und Berlin 1927, R. Oldenbourg, M 35.—

Dieses Werk kann in vielen seiner Teile von einem einzelnen nur angezeigt, nicht besprochen werden. Setzt es doch zu verschiedenartige Fachkenntnisse, ja Fachforschungen voraus. Wer sich aber mit Philosophie und den Grenzgebieten beschäftigt, wird auch an diesem Band des Handbuchs nicht vorbeigehen dürfen.

Im Beitrag *Herm. Weyls*, Philosophie der Mathematik und Naturwissenschaft, sind die philosophischen Schlüsse aus der Relativitätstheorie und der neuen Atomauuffassung, nicht bloß aus vollkommener Sachkenntnis herausgewachsen, was sich bei Weyl von selbst versteht, und mit ungewöhnlicher Geistesstärke, zumal in methodologischen Fragen, durchdacht, sondern auch relativ verständlich für Nicht-Mathematiker dargelegt. Es sind freilich, wie mir erscheint, dem Stand unseres Wissens entsprechend, nur vorläufige Ergebnisse, mehr oder weniger deutliche Wahrscheinlichkeiten; ein Versuch zur Verewigung dieser kostbaren Möglichkeiten wäre verfrüht und verhängnisvoll. Wie und da fragt man sich, etwas besorgt, ob die mathematische Denkweise, an bestimmte Voraussetzungen gebannt, die rein logisch-philosophische nicht überflutet.

In *Drieschs* Metaphysik der Natur ist das geschichtliche Bild von den Griechen bis zur neuesten Zeit, die eigene kurz skizzierte Lehre des Verfassers mit eingeschlossen, der eigentliche Inhalt. Bedeutsam ist dieses Bild deshalb, weil es nur das Originale großer Denker und das aus diesem Urstand innerhalb der philosophischen Entwicklung lebendig Herausgewachsene zur Behandlung bringen will. Immerhin hätte sich das Bild in nicht unwichtigen Gestaltungen anders geformt, wenn die arabishe Philosophie, wenn *Duhems* Forschungen, wenn des *Eufaners* Weltbild, wenn für *Epi-*

noza die neueren französischen Arbeiten, die besten auf diesem Gebiet, z. B. *Rivaud*, *La physique de Spinoza* (*Chron. Spinoz. IV*), sowie die älteren Forschungen *Delbos'* und *Huans*, wenn *Stensens* einzigartige methodologische Bemerkungen herangezogen worden wären. Vielleicht wäre *Newton* in ein anderes Licht gerückt worden durch Vergleich mit *Block's* trefflicher „*Philosophie de Newton*“ (*Paris 1908*).

Driesch wird wohl gute Gründe haben, daß er z. B. *Pascal* nicht behandelt; meiner Ansicht nach wäre er nicht zu übergehen. Über die Auswahl eines aus vielen, z. B. *Teleios* vor weit Bedeutenderen, kann man natürlich hin und her reden. Ich sehe dabei ganz ab von der Frage, die ich noch als ungelöst betrachte, ob die gewöhnliche, allgemein angenommene Darstellung die Philosophien des 16. und 17. Jahrhunderts, auch nur in ihren Grundzügen, annähernd richtig sieht.

Die kritische Geschichte aller europäischen Naturmetaphysiken kann uns freilich für eine systematische Metaphysik der Welt nicht entschädigen. *Drieschs* eigene Hypothesen darüber werden im Handbuch nur eben gezeichnet; man bleibt auf seine übrigen Arbeiten angewiesen. So dürfen wir uns denn an dieser Stelle mit seiner Natureinheit und Naturganzheit, in der sich Sinn und Zufall finden, und die der Annahme eines unendlichen Wesens, in dem Sein und Denken restlos identisch und sinnvoll sind, entbehren zu können glaubt, nicht befassen.

Erich Rothackers Logik und Systematik der Geisteswissenschaften hebt sich von ähnlichen Arbeiten zunächst durch eine bewunderungswürdige Kenntnis der Einzelliteraturen aller einschlägigen Gebiete ab. Außerordentlich bedeutsam ist ferner der durchgehende Gedanke, daß sowohl die Methodenkämpfe als auch das Verstehen anderer in der Weltanschauung wurzeln. Nicht als ob hier die zu tiefst liegenden Schwierigkeiten schon gelöst wären. Sie beginnen vielleicht erst dort, wo *Rothackers* stets gründliche und tiefgehende Untersuchung aufhört. Sie tauchen in dieser Arbeit nicht immer genau umgrenzt und geklärt aus dem umfassenden Forschungsstoff auf. Eine weitere wichtigere Frage wäre, ob die weltanschaulichen Kategorien, die *Rothacker* (S. 36 ff.) entwickelt, nur ein Aspekt unter andern möglichen sind, wie es doch wohl der Fall zu sein scheint.

Die im dritten Abschnitt des ersten Teiles behandelten geisteswissenschaftlichen Methoden sind eingeständenermaßen nur ein Ausschnitt, in dem das Kapitel über die vergleichende Methode, mit philosophischem, d. h. die Wesensgleichheit, nicht Abhängigkeitsähnlichkeit, suchendem Ziel, ausnehmend gut bedacht ist.

Im zweiten, synthetischen Teil baut Rothacker den (relativen) Wahrheitsbegriff der Historischen Schule als den für das „Verstehen“ des Inhalts der Geisteswissenschaften maßgebenden auf. Damit ist zugleich die ausschlaggebende Rolle des Willens in jeder Synthese stark betont; nicht etwa ein Willenseinfluß bei den „richtigen“ logischen Schlüssen aus bestimmten Vorderfragen, wohl aber Entscheidungen, Forderungen und Postulate des Willens bei Feststellung dieser Prämissen. Es liegt sicherlich sehr viel Wahres und Wichtiges in dieser Theorie, welche die größte Aufmerksamkeit und gründliche Durchforschung verdient.

Wolffs Metaphysik des Geistes ist mehr als Essay anzusprechen, gewiß auch nicht arm an Anregungen, aber doch nur innerhalb eines Reiches von Mutmaßungen und Wahrscheinlichkeiten.

Zwischen den beiden Religionsbegründungen Przywaras und Brunners läßt sich eigentlich keine Brücke schlagen, weil sie sich bereits im Ansatz vollkommen unterscheiden. P. Przywara sucht nach einem letzten metaphysischen Wesen in Subjekt und Objekt und ihrer Beziehung aufeinander, soweit dieses letzte grundlegend ist für die Philosophie und Theologie als einen Organismus.

Brunner sieht seine Aufgabe in der formalen Klarlegung des christlichen Glaubens als Erkenntnis und Anerkennung der göttlichen Selbsterklärung in Jesus Christus.

Przywara's Darlegung ist von außerordentlicher Schärfe und inhaltschwerer Gedrängtheit. Die allgemeine Problematik des Religiösen als Soseins- und Daseinsproblem wird ebenso kurz als erschöpfend behandelt. In der katholischen Religionsbegründung wird alles auf der Seinsanalogie aufgebaut und mit bewunderungswürdiger Konsequenz durchgeführt. Die Ausführung bleibt nicht im abstrakt Philosophischen stecken; vom Bewußtsein des konkreten Ich aus strömt diese Analogie des endlichen und unendlichen Seins in die katholische Gottauffassung, in die katholische Gnadenlehre, in das Lebens- und Frömmigkeitsideal hinein. Die Zusammenhänge mit dem Dreifaltigkeits- und Menschwerdungsdogma werden ebenso tief als vorsichtig erörtert. Der Überblick über die geschichtlichen Richtungen

katholischer Religionsbegründung ist eine treffliche Gegenprobe, welche die Richtigkeit der Grundauffassung rechtfertigt.

Bei Emil Brunners durchsichtiger und mustergeräthig klarer Darlegung interessiert vor allem die Rückkehr zum streng reformatorischen Offenbarungsglauben, im Gegensatz zur späteren Orthodogie, zum Rationalismus, zum Pietismus und Historismus. Das Wort Gottes in den heiligen Schriften und der gegenwärtig wirkende Gott erzeugen diesen Glauben, der sich somit in der Seele des einzelnen selbst beweist und rechtfertigt. Inhalt und Aneignung fallen zusammen. In der Begründung des Sinns der Offenbarung finden wir bei Brunner eine prinzipielle, und, wie ich bemerken muß, sehr wenig gründliche Ablehnung jeder Metaphysik als Wirklichkeitslehre; wie denn überhaupt die philosophischen Erörterungen merkwürdig schwach sind, während die historischen Durchblicke scharf geprägt erscheinen. Sodann bemüht sich Brunner zu erweisen, daß nur die Offenbarung der Welt Sinn verleiht. Er setzt sich aber nicht mit der Tatsache auseinander, daß die Forderung des Sinns bereits tiefste Metaphysik ist, die man, ohne *circulus vitiosus*, nicht in den Bann der Offenbarung ziehen darf. Und weiter: Wie immer Brunner den Glauben faßt, irgendwie muß er ihn als seelisches Phänomen begreifen; daß es aber Gott selbst ist, der das „Ja“ des Glaubens in mir spricht, erscheint angesichts eines seelisch genau gleich aufgebauten, aber dem Inhalt nach entgegengesetzten Ja im Nächsten als unbegründete, willkürliche Annahme.

Die Lehre von der Zweckbestimmung des Menschen im griechisch-römischen Altertum und im jüdischen Mittelalter. Von Dr. Isaak Heinemann. 8° (104 S.) Breslau 1926, Markus. M 3,60

Alle einschlägigen alten Schriftsteller, die zur vorgelegten Frage Stellung nahmen, werden auf ihren Zusammenhang mit Vorgängern und ihren Einfluß auf die Zukunft untersucht. Diese Nachprüfung ist bei Heinemann immer vorsichtig, gründlich mit den Vorarbeiten vertraut. Ich habe allerdings den Eindruck, daß der Verfasser, wie es bei solchen Arbeiten meist geschieht, zu wenig die Sache selbst, zuviel den Ausdruck, das Wort, berücksichtigt; so entgeht ihm manche Stelle, die sachlich, wenn auch innerhalb anderer Begriffe, zu dem von ihm behandelten Problemkreis gehören. Ich denke etwa an Platons „Geseze“ 715, verbunden mit seinem „Staat“ 450–474. So meine ich denn auch, daß Aristotelische Stellen

wie Nikom. Ethik I 1—6 zu einer Bestimmungslehre gehören. Sowohl hier als bei manchen Stellen der heiligen Schriften handelt es sich nicht bloß um die „Aufgabe“ des Menschen, sondern um den Zweck seines Daseins, der in seinem Wesen selbst begründet ist.

Geschichte der Ethik. Von Dr. Dittmar Dittrich. I. Bd.: Altertum bis zum Hellenismus (374 S.). II. Bd.: Vom Hellenismus bis zum Ausgang des Altertums (311 S.). III. Bd.: Mittelalter bis zur Kirchentreformation. Leipzig 1923—1926, Meiner. Brosch.: M 12.—, 15.—, 20.—; geb.: M 14.50, 17.50, 23.—.

Eine Geschichte der Ethik in solcher Ausführlichkeit, so gut dokumentiert, besaßen wir noch nicht. Dittrich dachte offenbar an eine Darstellung der ethischen Ideen, nicht bloß der ethischen Systeme. Wenn dieser Gedanke eigentlich nur im ersten Band durchgreifend verwirklicht ist, so liegt das an der verwickelten Weitläufigkeit späterer Entwicklungen.

Aber die ursprüngliche großgedachte Anlage der Arbeit zeigt sich in den einzigartigen Verzeichnissen ethischer Begriffe im weitesten Sinn, Nachschlagebehelfe am Ende jedes Bandes, deren Wert ungewöhnlich groß ist und das Buch auch für den Nichtgelehrten sehr brauchbar macht.

Es ist lehrreich, gleich den ersten Band, die antike Ethik, mit andern neuen Werken, etwa Ernst Howalds Ethik des Altertums (im Handbuch der Philosophie von Bäumler und Schröter) zu vergleichen, und auf die den beiden Werken zu Grunde liegenden Forschungen und Bearbeitungen zurückzugreifen. Wir stehen bei Deutung der Philosophen vielfach erst vor Wahrscheinlichkeiten; Howalds „Platon“, Jägers „Aristoteles“, Dittrichs „Sokrates“ sind immer noch hypothetische Gestalten; vom Erfassen ihrer wirklichen Erscheinung sind wir außerordentlich weit entfernt. Auch ganz zuverlässliche Behauptungen sind eigentlich bloß apodiktisch eingekleidete Möglichkeiten. Das darf eine einsichtige und weitblickende Kritik nie aus dem Auge verlieren. Wenn nur eine echt wissenschaftliche Methode der Deutung eines philosophischen Systems von einer Seite her näher kommt, wird man den Gewinn anerkennen. Selbst künstliche Konstruktionen können späteren Forschern Arbeitshypothesen bieten.

Im ersten Band wird Dittrich den ethischen Grundmotiven Hesiods gerechter als Howard. Die Einschätzung des Euripides ist wohlthuend sachlich und zeigt deutlich des Dichters bessere Einsichten. Das Verhältnis Platons zu So-

krates erscheint nach Dittrichs Forschungen in einem wesentlich andern Licht als etwa in H. Maiers „Sokrates“. Es ist sehr schwer zu entscheiden, welche Waagschale schwerere Gewichte trägt. Eine Auseinandersetzung mit Jäger und mit dem methodischen Standpunkt Hönigswalds wäre lehrreich gewesen. Wir vermissen sie ungern, so schön auch bei Dittrich die Entwicklung der ethischen Ansichten des Stagiriten verläuft.

Der zweite Band, ebenfalls auf einer weit-schichtigen Literatur aufgebaut, wohl weniger als der erste von Eigenforschungen durchzogen, behandelt die Zeit vom Hellenismus bis zum Ausgang des Heidentums. Epikur und die Skeptiker sind ziemlich gekürzt, die stoische Philosophie entfaltet sich breit und klar; über die wahre Bedeutung Poseidonios' sind freilich die Akten noch nicht geschlossen. Sehr sorgfältig werden dann Philo und die Neuplatoniker behandelt, wobei man den Eindruck nicht los wird, daß die Quellen dieser Philosophien noch nicht restlos erschlossen sind.

Über die Ethik der ersten christlichen Jahrhunderte kann ich hier, da mein Standpunkt naturgemäß ein ganz anderer ist als der Dittrichs, nicht länger verbreiten. Ich glaube aber, daß eine Beschränkung auf die eigentlichen ethischen Lehren der ersten christlichen Schriftsteller und Kirchenväter fruchtbarer gewesen wäre als ein nochmaliges Aufrollen der bereits sooft behandelten Zusammenhänge der dogmatischen Grundanschauungen mit den sittlichen Doktrinen. Dann wäre Johannes Chrysostomus mehr zu seinem Recht gekommen, die Briefe des hl. Basilios, Isidors von Pelsium, des hl. Hieronymus hätten eine herrliche Ernte abgegeben. Hier wäre eine zusammenhängende Darstellung der sittlichen Ideen wohl am Plage und eine weit dankbarere Aufgabe gewesen.

Nur zum geringen Teil gelten diese Bedenken vom dritten Band. Dittrich hat sich außerordentlich liebevoll und gründlich in Männer wie Anselm, Thomas Aquinas, Scotus, Eckhart, Nikolaus von Kues versenkt und läßt sich das Verständnis dieser großen Denker durch keine Vorurteile verdunkeln. Auch Eriugena, Abailard, später Macchiavelli, finden in ihm einen gewissenhaften Interpreten. Man mag in vielen Einzelheiten die Lehren anders deuten, Dittrichs Darstellung wird immer lehrreich bleiben. Im Universalienstreit dürften De Wulfs Forschungen dienlich sein. Alberts des Großen Lebenswerk hätte schon, trotz der Ökonomie dieser Ethikgeschichte, eingehende Behandlung verdient. Bernhard von Clair-

vaur ist in Wirklichkeit größer und fruchtbarer als er hier erscheint.

Das für diesen Band allein 70 Seiten umfassende Verzeichnis der ethischen Begriffe ist ein treffliches Hilfsmittel für die Weiterforschung.

Vom Wesen der Erkenntnis. Von Hans Pichler. 8° (80 S.) Erfurt 1926, Stenger. M 2.75

Etwas wesentlich Neues über die Erkenntnis zu sagen, war immer nur ganz seltenen Denkern vorbehalten. Aufklärendes, Vermittelndes dagegen aussprechen kann man, wenn man Einblick hat in die Problemstellung und in die vielen Lücken der stets von neuem versuchten Lösungen. Auch das vorliegende Buch rührt an die verschiedensten Rätsel dieses Gebiets, bietet aber nicht eigentlich Antworten zum Wesen der Erkenntnis, sondern vielmehr Aufgaben und Ansätze zur Frage, wie man vielleicht an die Grenzen der Erkenntnis herankommen könnte. Das Letzte, woran der Verfasser immer wieder stößt, nämlich das Bedingte aller Wahrheitskenntnisse, auch der ursprünglichsten Axiome, ein Problem, zu dessen Gunsten er unglaublich viel Scharfsinn verschwendet, scheint mir zum Teil auf einen bloßen Wortstreit, zum Teil auf selbstverständliche Annahmen hinauszulaufen. Wenn ich behaupte, daß, falls $A = B$ ist, auch $B = A$ sein muß, so ist das in absoluter Allgemeinheit, ohne Berücksichtigung aller Bedingungsmöglichkeiten, nicht richtig; denn vielleicht sind die Raumbeziehungen, wenn A links und B rechts gedacht wird, für die Gleichung $A = B$ maßgebend. Bei Änderung dieser Relationen also würde die Gleichung $B = A$ nicht gelten. Auch ist es möglich, daß man bei einer Gleichung nur von der einen Seite auf die andere schließen kann (von A auf B), während man keine Rechnungsmöglichkeiten hätte, von B aus zu A zu gelangen.

Aber in allen ähnlichen Fällen liegen bereits zwei verschiedene Auffassungen zu Grunde. Wer das Axiom, „wenn $A = B$, ist auch $B = A$ “, als absoluten Grundsatz ansieht, denkt einschließend hinzu, es gelte das unter Ausschluß aller Bedingungen, die, unabhängig von der Gleichheit, A oder B vielleicht abformen könnten. So kann man auch das Prinzip „wenn zwei Dinge einem dritten gleich sind, sind sie untereinander gleich“ nicht mit plumper Hand, etwa im Sinn der Antitrinitarier, auf alles anwenden; denn neben dem gleichen Wesen können ungleiche Relationen in Betracht kommen, und so den betreffenden Satz nur bedingungsweise wahr machen.

Der Satz, das Ganze sei größer als die Teile, setzt voraus, daß man ein teilbares Ganze als möglich erkennt, daß die vollkommen teillose Einfachheit nicht zum Wesen des Ganzeins gehört.

Pichler bemerkt irgendwo, es sei vorlaut, aus dem Nichtsein von A auf das Sein von Nicht-A zu schließen. Hier liegt aber doch, wie mir scheint, eine gewisse Gedankentistelei vor. Es gibt freilich unendlich viele Dinge, die nicht A sind. Sie haben aber gar keine notwendige Beziehung zum Nichtsein von A. Diese Dinge meint man nicht; nur an das absolut notwendig an das Nichtsein von A geknüpfte wird gedacht, wenn man jenen Satz hinstellt.

Auch der schwierige Bereich der Möglichkeiten scheint mir in Pichlers Buch trotz aller tiefgehenden Versuche nicht geklärt, und zwar deshalb nicht, weil nicht genug betont wird, daß die Möglichkeitsercheinungen immer parallel laufen zur angenommenen Struktur des Seins, und daß sie sich mit dieser ändern. Wenn Epinoza z. B. den Begriff der Möglichkeit widersinnig fand, so erschloß er das ganz folgerichtig aus seinem Seinsbegriff; und so erging es allen großen Denkern.

Der Irrtum dieses Buches und vieler, die den gleichen Stoff behandeln, ist die Annahme, daß man durch fortschreitendes Denken allmählich, aber doch nur „vielleicht“, einen Sinn des Seins und des Lebens entdecken werde. Wenn das erste Sein, bei dem man anfängt, nicht bereits als sinnvoll erkannt wird, ist alles Weitere Phantasie. Auch diese kann höchst Sinnvolles erzeugen. Hier handelt es sich aber doch um den Sinn der Wirklichkeit, und wenn man im ersten Ansatze der Wirklichkeit keinen Sinn erkennt, kann keine kommende Wirklichkeit einen Sinn enthalten, welcher der Wirklichkeit als solcher abgeht.

Über Einzigkeit und Individualität. Von Gerhard Lehmann. 8° (VIII u. 220 S.) Leipzig 1926, Felix Meiner. Brosch. M 8.50

Lehmans These, es könne nur eine Person geben, wie es nur ein Individuum, nur ein Moment-Ich und nur ein Selbst geben kann, ist in dieser paradoxen Fassung und in ähnlichen andern schwer greifbar, weil alle vom Verfasser angewandten Begriffe eine ganz eigene, von ihm erfundene Färbung, ja einen ganz eigenen Inhalt haben, was alles erst aus der ganzen Darstellung einigermaßen verständlich wird. Da aber Lehmann bloß Gedankenentwicklungen geben will, die nur

unter ganz bestimmten Voraussetzungen Sinn und Geltung zu haben brauchen, nimmt man das Buch hin als die Selbstdarstellung eines innerphilosophischen Prozesses, der eben nur eine einmalige subjektive Denkentwicklung bedeutet und ausschließlich von einem mehr oder minder willkürlich gewählten Standpunkt aus sichtbar und verständlich wird. Ist es doch von vornherein klar, daß sich Annahmen ausdenken lassen, von denen aus in strenger Gedankenfolge die meisten Ansichten, die in diesem Buch vertreten werden, ableitbar sind. Andere, um nichts weniger berechnete Voraussetzungen, würden das gegenteilige Ergebnis mit demselben metaphysischen Wert zeitigen. Immerhin findet sich in dem Werk eine so angestrengte Denkarbeit, so viel kraftvolle Kritik, so viel Geist und so viel Sinn für die schwersten Probleme, daß man sich gern von Einzelheiten festhalten läßt und auf Augenblicke die vollkommen imaginäre Welt, in der sich die Spekulation bewegt, hinnimmt.

Unüberwindliche Schwierigkeiten bieten allerdings, trotz dieses Zugeständnisses, die Anfänge des Philosophierens, auch vom Standpunkt des Verfassers selbst aus. Man sieht an vielen Stellen keinen irgendwie greifbaren Grund für diese und jene Annahme oder Behauptung. So, wenn z. B. gleich zu Anfang (S. 37) gesagt wird, das „Etwas überhaupt“, „das dem Denken Entgegenstehende“, bedeutet das „von ihm erst zu Bearbeitende, gedanklich also nur als Grenzbegriff Aufstellbare und Aufzustellende“, wenn ferner gesagt wird, „das Denken fordert zu Denkendes“. Es stecken in solchen Begriffen eines gedanklichen „Entgegenstehens“, einer Sache, die „vom Denken aufgestellt“ wird usw., geradezu unermessliche Reihen schwierigster Fragen, die höchstens am Schluß einer Untersuchung, nicht an ihrem Anfang, faßbar werden können.

Auch stören mehrmals logische Sprünge und Unzulänglichkeiten. Nur ein Beispiel: Seite 165 wird aus einer angenommenen Einheit des Denkenden und des vom Denkenden Gedachten eine Überwindung des Gegensatzes von Subjekt und Objekt erschlossen; es wird behauptet, man sei dann weder denkend noch gedacht, man sei vielmehr „die reine Identität als das diese Gegensätze aufhebende — leere Wort“, oder man werde zur gedachten Einheit und wisse nicht, wer oder was diese Einheit denke; lauter unbewiesene Aufstellungen, Schlüsse, die nicht schließen, ja nicht einmal den Schein logischer Wahrscheinlichkeiten haben.

Weshalb der Herr Verfasser in einer rein wissenschaftlichen Arbeit massive polemische Ausdrücke gebraucht, bleibt dem Referenten vollkommen unverständlich. Große Wissenschaft ist affektlos.

Die deutsche Aufklärungsphilosophie. Von Baron Cay von Brockdorf. (Geschichte der Philosophie in Einzeldarstellungen, Bd. 26.) 8° (180 S.) München 1926, Reinhardt. Brosch. M 3.50

Auf einem kleinen Raum wird in diesem Buch viel Wissen und Wirklichkeit zusammengepreßt. Freilich erkennt man hier und da nicht, was der Verfasser aus der Zergliederung der Philosophien, die er behandelt, selbst herauslangt und was er aus Schriften schöpft, die vor ihm jene Aufklärungszeit durchgearbeitet haben. Man erwartet an vielen Stellen neue Aufhellungen so vieler dunkler Tage und Geistesäußerungen jener Zeit und vermisst sie.

Von Brockdorf greift weit aus und schenkt so dem Bild Perspektive und Tiefe. Dichter und Fürsten, Erzieher und Politiker treten auf. Auch die Gegner der eigentlichen Aufklärer kommen zu Wort. Nicht immer sind die Grenzen klar. Manche Männer erscheinen unter den Aufklärern, die wohl in der Zeit, aber nicht eigentlich aus der Zeit lebten. Auch Leibniz hätten wir gern in größerer Vereinigung gesehen.

Die Schäden der echten Aufklärung, ihre kalte Seichtigkeit werden allzu freundlich abgetönt; die Geschichte muß da widersprechen. Auch die Auswüchse des damaligen Fürstendespotismus waren weit kulturzerstörender, als es nach diesem Buch scheinen möchte. Mir dünkt, daß das Größte, was in der Aufklärungszeit hervorgebracht wurde, dem innersten Geist jener Periode widersprach.

Nießsche. Von August Velter. (Geschichte der Philosophie in Einzeldarstellungen [Kafka], Bd. 37.) 8° (328 S.) München 1926, Reinhardt. M 6.—

Das Nießscheschrifttum ist so helllichtig geworden bis ins Kleinste hinein, daß man selbst bei einer so kenntnisreichen und genauen Vergleichung des äußern Lebens, des literarischen Schaffens und der innern Entwicklung, wie sie hier Velter bietet, fast nur auf Bekanntes stößt. Aber die Fassung in Worte ist gewöhnlich sehr glücklich und bezeichnend, die Nüchte der aufeinanderfolgenden Entwicklungslagen heben sich stark ab, man sieht die Krisen des Menschen in der Reihenfolge und im Wandel seiner Schriften unter einem gut gerichteten,

wenn auch nicht gerade neuen Lichte. Wo aber der Verfasser nach den weitesten Zusammenhängen ausgreift und Gesetze der Geschichte erschließt, verliert er sich in merkwürdige Überreibungen; so wenn er meint, der abendländische Mensch nach Nietzsche sei ein grundsätzlich anderer als der vor ihm, und N. habe für die Willensmetaphysik eine ähnlich vernichtende Bedeutung wie Kant für die Vernunftmetaphysik. Sowohl Nietzsche als Velter bedachten nicht genug, daß viele Übergriffe der Pflichtlehre Kants vor ihm und erst recht nach ihm abgeschlagen wurden, und zwar im Sinne eines Ineinandergreifens von Sollen und Wollen und ihrer Versöhnung. Nietzsches Problem wurde damit vorweggenommen und teilweise gelöst, wenn auch auf ganz anderem Weg und mit ganz verschiedenem Ergebnis. Das eigentliche Problem beginnt aber erst dort, wo Nietzsche aufhört: bei der Erforschung des innersten Unterschiedes dessen, was man sonst gut und böse nennt, bei dem Übergang der sittlichen Theorie zur sittlichen Tat, bei der Frage, wie die individuellen Triebe und Instinkte das Gemeinschaftsleben ermöglichen, wie, wann und weshalb der Begriff aus dem Triebe geboren wurde und ähnliches mehr. Velter selbst übersah, daß die Methode Nietzsches bereits überholt ist, daß kein Philosoph heute mehr glaubt, die sittlichen Werte so ableiten und auflösen zu können, wie Nietzsche es versuchte. Wo aber der Verfasser auf das Christentum zu sprechen kommt, hat man den Eindruck, daß er es nur aus einem ganz fernen Gerücht kennt, und aus diesem verschwommenen Hörensagen ein ganz unwirkliches Wesen ersinnt.

Was an Nietzsches Gedankenwelt wertvoll und bleibend ist, das sind Einzelheiten, geniale Einblicke in das Aufkommen und Vergehen gewisser Kulturäußerungen, Urteile über griechische Kunst und griechisches Denken, über Musik und Tragödie, über das historische Wissen, den schöpferischen Willen, über das Leben als Mittel der Erkenntnis usw.

Das aus dem Lebenswerk herauszuheben, unter kritischer Beleuchtung der übrigen Gedankendichtung, in der diese Fragmente zerstreut umherliegen, das scheint mir die dringendste Aufgabe der Nietzscheforschung zu sein.

Nikolaus Malebranche. Von Georg Stieler. (Frommanns Klassiker der Philosophie, XXIV.) 8° (174 S.) Stuttgart 1925, Frommann. M 8.—; geb. 10.—

Der Verfasser ging mit großer Liebe an seine Arbeit und entwirft ein verständliches Bild der philosophischen Leistung Malebranches. Im-

merhin scheinen mir die Probleme weit weiterentwickelter als sie hier angedeutet werden, die Abhängigkeiten viel einschneidender. Die neue Leistung, durch die Malebranche in der Philosophiegeschichte verewigt ward, seine Ideen- und Gotteslehre, ist nicht bloß häufig und vortrefflich erörtert worden, sie hat überdies nur noch geschichtliches Interesse. Seine Gegner behielten eigentlich Recht mit ihren Gegenargumenten. Dagegen enthalten die praktisch-psychologischen und pädagogischen Ausführungen des Oratorianers in den ersten zwei Bänden der „Recherche de la vérité“ und der dazu gehörigen „Éclaircissements“ (im 3. Bd.), seine Bemerkungen über die Affekte (Buch 4 vom 2. Kapitel an und das ganze 5. Buch) Seiten von bleibendem Wert. Das 6. Buch über die Methode, auf das Malebranche viel hielt, bietet wenig Originelles. So hätten wir denn gern solche neue Aufschlüsse neben der genugsam bekannten Darstellung der Lehre gelesen; die Forschung wäre besser gefördert worden. Genauere Anführung der Belegstellen und der benützten Literatur im einzelnen vermißt man ebenfalls ungern. Wir besitzen ja bereits bedeutendere Werke über Malebranche.

Stanisł. v. Dunin Borkowski S. J.

Soziale Frage

Die Krise im deutschen Buchhandel als Folge seiner Kartellierung. Von Dr. Edmund Winterhoff. (VIII u. 112 S.) Karlsruhe 1927, Verlag G. Braun. M 5.—

Der Buchkäufer pflegt es als etwas durchaus Ordnungsmäßiges zu betrachten, daß das Buch einen festen Ladenpreis hat und in jeder Buchhandlung zu genau dem gleichen Preise käuflich ist. Der Zustand, der vorübergehend in der Zeit des Währungsverfalls sich einstellte, daß man in der einen Buchhandlung billiger bzw. teurer kaufte als in der andern, wurde allgemein als ungehörig und nicht in der Ordnung empfunden. Ob der feste Ladenpreis, der das Buch als Markenartikel in eine Reihe oder auf eine Stufe stellt mit Margarine, Zigaretten und Likör, wirklich ein so schattenloses Ideal sei, darüber ist außer in engeren Fachkreisen wenig nachgedacht worden. Jetzt will Winterhoff den festen Ladenpreis des Buches und die kartellmäßige Organisation des Buchhandels, die er zur Voraussetzung hat, schuldig sprechen an der Not des Buchhandels und des (namentlich wissenschaftlichen) Buches, an jener nur zu bekannten Kalamität, daß ernste, strengwissen-